

## Die Weltmissionskonferenz 2018 in Arusha, Tansania – aus der Sicht eines jungen Teilnehmers



Onno Hofmann<sup>1</sup>

Als junger evangelischer Theologiestudent im fünften Semester konnte ich bei der Bewerbung zur Weltmissionskonferenz noch nicht mit viel Erfahrung in internationaler Ökumene aufwarten. Als die letzte Weltmissionskonferenz 2005 in Athen stattfand, war ich gerade mal neun Jahre alt. Doch anscheinend meinte es die Kommission für Weltmission und Evangelisation ernst, die Jugend beteiligen zu wollen: Ein Beobachterstatus für die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) wurde für mich und eine Kommilitonin aus Frankfurt gewährt. Wenn der römisch-katholische Papst *uns*, der Jugend, ein ganzes Buch widmet, dann will die ökumenische Bewegung wohl nicht hinterherhinken. „Jugend“ heißt in diesem Fall alle unter 35 Jahren – wohl, damit die Jugend eine realistische Chance zu ausgleichendem Anteil hat.

Ausgeglichenheit war schon bei der Auswahl der Teilnehmenden ein besonderes Kriterium: Gewünscht wurden im Bewerbungsprozess die dort anscheinend raren Eigenschaften „jung“, „weiblich“, „nicht ordiniert“ und „vom afrikanischen Kontinent kommend“. Das sollte gerade *keinen* postkolonialen Beigeschmack haben, sondern eine herausragende Eigenschaft der Konferenz sein: Die Weltmissionskonferenz (WMK) in Arusha würde eine „Afrikanische Konferenz“ werden, versprochen die Vorbereitungspapiere. Selbst die über 35-jährigen dürften nicht mehr wissen was das heißt, war doch die letzte afrikanische WMK 1958 in Ghana. Abgesehen von afrikanischer Musik und Tanz, die sich schon vor innerem Auge in vorfreudi-

<sup>1</sup> Onno Hofmann ist seit Oktober 2015 Student der Evangelischen Theologie (Pfarramt) an der Universität Hamburg.

ger Erwartung abspielten, meinte „Afrikanische Konferenz“, dass „die Konferenz sich den Zeichen der Zeit widmen muss, insbesondere denen, die afrikanische Völker und afrikanische Länder betreffen – Zeichen von sowohl Bedrohung als auch Verheißung“.<sup>2</sup> Eine offen gewählte, aber dennoch ansprechende Formulierung, im wahrsten Sinne des Wortes. Sie bekundet den Willen, eventuelle Problemthemen anzusprechen. Diese wachsame Erwartung war gesetzt, die mir ohnehin als weißem Europäer eingepflanzt sein sollte, der nach Afrika reist, um über das Thema Mission zu sprechen; gleichsam eine Wachsamkeit, ob und wie die Umsetzung letztendlich stattfinden und von wem sie ausgehen würde.

Die Zeichen der Zeit werden ebenso sichtbar, wenn von Afrika als *“one of the most vibrant regions of World Christianity in terms of its spirituality and cultivation of life”*<sup>3</sup> gesprochen wird. Schon hier ist ein starkes Selbstbewusstsein zu spüren, mit dem der sogenannte Globale Süden auftritt – nicht zuletzt, weil die afrikanischen Kirchen ein bewusstes Zusammengehörigkeitsgefühl erkennen lassen, im Gegensatz zu den Geschwistern aus Europa. Die Zeichen der Zeit, aber auch die Spuren der Geschichte haben ihren Teil dazu beigetragen.

Die vor allem deutsche Missionsgeschichte Tansanias wurde in der Vorbereitung und in einer Ausstellung auf dem Konferenzgelände von der Leipziger Mission beleuchtet. Heute muss erkannt werden, dass Afrika mittlerweile nicht mehr „Objekt“ der Mission ist, sondern eher „Subjekt“ – abgesehen davon, dass diese Begriffe in der Missionstheologie längst keine Verwendung mehr finden. Dennoch ist es interessant zu beachten, wie Europa, als dessen bedrohendes Zeichen der Zeit die Säkularisierung gilt, neu und anders in den Fokus gerät.

Dieser Habitus schlägt sich in der ein oder anderen persönlichen Begegnung nieder, die zwischen Vertreter\*innen des Globalen Nordens und des Globalen Südens zu den Mahlzeiten oder in den Pausen der WMK stattfand. Nicht wenige deutsche Landeskirchen haben in Gesprächen mit afrikanischen Partnerkirchen schon Hilfe angeboten bekommen, etwas gegen die massenhaften Kirchenaustritte zu unternehmen, deren Zahlen in Afrika bekannt sind. Eine Band aus Ruanda hat mir einmal angeboten, durch deutsche Schulen zu touren, um die Jugend durch christliche Musik

<sup>2</sup> WCC-Central Committee: Document No. GEN PRO 05, 2018 World Mission Conference: A Tentative Proposal, Trondheim, 22–28 June 2016 (Übersetzung: O. Hofmann).

<sup>3</sup> Ebd.

von Gott zu begeistern. Es ist schön zu sehen, dass der Wille zu gegenseitiger Hilfe eine neue Art von Dialog auf Augenhöhe ermöglichen kann. Bei einem afrikanischen Abend zeigte die Lutherische Kirche Tansanias als Gastgeberin auch, wie beeindruckend das Engagement der Kirche das Land bereits verwandeln konnte, auf dem Weg der AIDS-Bekämpfung und -Prävention, aber auch im Bildungsbereich und *Women-Empowerment*. Ein ganzer Vortragsabend wurde außerdem der afrikanischen Theologie gewidmet und war wichtiger Bestandteil dieser afrikanischen Konferenz.

Dass Musik ein Schlüssel zum Verständnis von afrikanischem Christsein ist, merkte ich nicht zuletzt an den zahlreichen singstarken Chören, die das Rahmenprogramm der Konferenz bestimmten und aus verschiedensten Regionen des Landes angefahren kamen, um sich – zum Teil in traditioneller Stammeskleidung – mit Tänzen zu präsentieren. Was nach Vorführcharakter klingt, entpuppte sich für mich als ein gemeinsam gestalteter Akt, dessen Kraft die ganze Konferenzhalle erfüllte. Fast immer wurde der Saal aufgefordert aufzustehen und, selbst wenn es nach 21 Uhr war, wenigstens mitzuwippen. Ich fühlte mich nie als Zuschauer, sondern als Teilnehmer eines großen Gottesdienstes. Spätestens als Händels „Messias“ auf Kiswahili erklang, endeten die kritischen Fragen nach erzwungener Darstellung oder kultureller Identität und mündeten in ein einstimmiges Lob zur Ehre Gottes.

Die Frage nach Einstimmigkeit bei so vielen Stimmen, also der „Einheit“ innerhalb des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK), wird in Diskussionen immer wieder gestellt und hat seine Berechtigung, wenn wir schon oder immer noch in afrikanische, europäische und andere „Christentümer“ differenzieren. Gerade in den täglichen Morgen-, Mittags- und Abendgebeten wurden die unterschiedlichen liturgischen Traditionen der Kirchen sichtbar, die in kunstvoller Komposition stimmig und im Nachhinein hochgelobt Einzug in den Ablauf gefunden hatten. Auch ließen sie die Fremdheit der Anderen in einer sehr zugänglichen Art und Weise spürbar werden: Ob in einem disharmonisch wirkenden orthodoxen Gesang oder in einem Fürbittengebet mit (besonders für Deutsche befremdlich wirkender) hochgehaltener Landesfahne.

Die Einheit wurde anders sichtbar, in der Diskussion gemeinsamer Themen. Bei all den verschiedenen Missionsverständnissen, die zu den Weltmissionskonferenzen wieder aufgerollt werden könnten, spielte doch die Christuszentriertheit eine Rolle – selbstverständlich in den *Prayers*, aber auch im Motto der Nachfolge. Das Konferenzmotto „Zu verwandelnder Nachfolge berufen“ wurde vor allem passivisch verstanden, also wie

sich die Kirchen selbst im Hinblick auf Nachfolge verwandeln (lassen) möchten. Eine interne, nicht eine externe Mission.

Die gemeinsame Stimme wurde plötzlich lauter bei der Diskussion gemeinsamer Probleme, die es zu diskutieren gilt. Als Devise wurde *“Mission from the Margins”* nicht nur bei einem der nachmittäglichen *Sukonis* (Markt- und Mottostände zum Tagesthema) kurz thematisch angerissen, sondern zog sich vom ersten bis zum letzten Tag durch. Die Grundsatzfrage, wer die Marginalisierten seien, hatte für mich eine überraschend selbstkritische Komponente. Sie wurde nämlich auch mit Blick auf die *von Kirche* marginalisierten Gruppen gestellt – innerhalb und außerhalb der eigenen Reihen. Als hätte man gemerkt, dass man in einer ausreichenden Beantwortung dieser Frage mit zu viel Diversität konfrontiert würde, wurde die Antwort gefühlt schon im Vorhinein gegeben und ließ sich an den Eingeladenen zu Vorträgen und Podiumsdiskussionen ablesen: Frauen und Angehörige indigener Bevölkerungsgruppen. Bei aller Kritik muss dennoch gesagt werden, dass die Einbezogenheit dieser „Marginalisierten“ auch und vor allem im afrikanischen Kontext, letztendlich sehr gelungen ist. Nicht zuletzt schafften es die einzelnen Rednerinnen durch inhaltliche Brillanz und herausragende Pointierung, die Schlaglichter der WMK zu bilden und noch wichtiger: aus einer Opferrolle herauszutreten. Die Eingangsrede der afrikanischen Theologin und Doktorandin in *Gender Studies*, Mutale Mulenga Kunda, bleibt mir mit der anschaulichen Einführung in ihren biografischen und theologischen Kontext in Erinnerung. Auch die Eröffnungspredigt von Najla Kassab Abousawan, Bischöfin aus Libanon und Syrien, machte emotional erfahrbar, was es hieß, als Frau Theologie zu studieren, als in ihrem Land noch keine Frauen ordiniert wurden. Die Frauenrechtlerin, die später die zweite anerkannte Theologin im Nahen Osten wurde, belichtete die Lage Syriens aus einem anderen Blickwinkel als der syrisch-orthodoxe Patriarch, der ebenfalls berührend, aber auf eine üblichere Podiumsredensart vom Leben der Christ\*innen aus den Kriegsgebieten erzählte.

Frauenordination wurde kein Hauptthema, und trotzdem schien das Thema „binäre Geschlechtergerechtigkeit“ für ökumenische Verhältnisse relativ gründlich bearbeitet. Dass es sich für mich als Ökumene-Neuling selbstverständlich anfühlte und ohne viele Widersprüche daherkam, zeigte mir, dass schon Schritte auf dem „Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens“ gegangen worden sind. Das Urteil sollten jedoch lieber Teilnehmerinnen der *Pre-Women-Conference* fällen.

Bei allem Voranschreiten gab es dennoch auch Stillstand. Drei Tage dauerte es, bis in einer Podiumsdiskussion über und mit *Indigenous*

*Peoples* Bischöfin Petersen, die eigentlich die Inuit aus Grönland repräsentieren sollte, in einer Aufzählung „Homosexuelle“ als marginalisierte Gruppe zum ersten Mal (!) im Plenum erwähnte. Dass danach in der Mittagspause an vielen Tischen darüber gesprochen wurde, zeigt, dass das Thema eigentlich die ganze Zeit im Raum schwebte, und es sich hierbei eben nicht um ein in einmütiger Wohlfühlatmosphäre zu diskutierendes „Problem“ handelt. Dies ließ dann auch die Frage aufkommen, inwiefern eigentlich Partizipation der Teilnehmenden an diesen öffentlichkeitswirksamen Diskussionen gewünscht war.

In vielen Unterhaltungen wurde auf einen der *warsaws* (Workshops) verwiesen, der den Titel trug: *“Churches Say No to Homophobic Violence”*. Er war mir schon positiv bei der Durchsicht der Unterlagen aufgefallen, doch erst vor Ort erfuhr ich, dass hart erkämpft werden musste, dass er überhaupt stattfinden durfte. Der Workshop endete in einem Bekennendentreff und selbstverständlich keiner (selbst)kritischen Diskussion, doch war er damit ein Katalysator des wichtigen Bedürfnisses, zu Wort zu kommen. Als dann, erst in den letzten Stunden der Konferenz, während der Entwicklung des *“Arusha-Call”*, die Mikrofone für alle geöffnet wurden, erinnerte eine GETI<sup>4</sup>-Delegierte zitternd und anklagend zugleich an die Existenz der ganzen LGBTQI+-Community, die auch im Abschlusspapier unter den Marginalisierten keine Erwähnung gefunden hatte. Wenn man anfangs, Gruppen zu benennen, ließe man automatisch andere außen vor, so die Reaktion. Diese scheinbar schlüssige Erklärung geht jedoch an einer anderen Wirklichkeit vorbei: das bewusste Verschweigen einer Gruppe und ihrer Themen mit hohem Spaltungspotenzial. Die vor der letzten Sitzung ausgeteilten positiven und negativen Stimm- bzw. Stimmungszettel wurden bei der öffentlichen Wortmeldung der GETI-Delegierten zu ungefähr gleichen Teilen unter wilden Zwischenrufen hochgehalten. Hier tun sich Gräben zwischen dem Globalen Norden und Süden, aber auch interessante Fragen auf. Zum Beispiel, wie sich Kirchen in Afrika überhaupt für diskriminierte Gruppen wie Homosexuelle engagieren können, wenn die Ablehnungswerte in der Bevölkerung teils über 90 Prozent liegen.<sup>5</sup>

<sup>4</sup> *Global Ecumenical Theological Institute* – das Konferenz begleitende Programm für Studierende.

<sup>5</sup> *Pew Research Center: The Global Divide on Homosexuality. Greater Acceptance in More Secular and Affluent Countries*, 4.6.2013, URL: [www.pewglobal.org/2013/06/04/the-global-divide-on-homosexuality/](http://www.pewglobal.org/2013/06/04/the-global-divide-on-homosexuality/) (aufgerufen am 30.04.2018).

Die Zukunft wird zeigen, ob endlich weitere Schritte gegangen werden oder ob wir stehenbleiben an einem Punkt der Diskussion, in der es noch darum geht, ob Homosexuelle überhaupt zu diskriminierten und marginalisierten Gruppen zählen (dürfen). Nach meinem Verständnis sollten wir, wie die Frau der Inuit, lernen, nicht nur für uns selbst zu sprechen, wenn die *“margins”* nicht zu Wort kommen (dürfen). Es ist kein Thema der Betroffenen, der Jugend oder des Westens. Aus diesem Grund sollten wir vor allem nicht das Thema mit westlichem Hochmut in die Diskussion einbringen und es auf dem Boden des Chauvinismus diskutieren. Die Diskussion würde schnell wieder abebben und direkt zwei Fronten aufbauen. Wir brauchen mehrere Seiten und Parteien, persönliche und theologische Zugänge, und wir brauchen Nüchternheit, das Thema als das zu behandeln, was es ist: eine Frage der Menschenwürde, Gerechtigkeit und der Liebe Gottes zu all seinen Geschöpfen. Und vielleicht ist auch gar nicht so wichtig, wie die Diskussion geführt wird, sondern dass sie erst einmal begonnen wird. Dazu bietet die nächste ÖRK-Vollversammlung die Möglichkeit, die 2021 in Karlsruhe stattfinden wird. Und die WMK 2018 sollte dahingehend auch ein Appell an das gastgebende Land sein, vernachlässigte Themen aufzugreifen.

Dass auf der Afrikanischen Kirchenkonferenz im Juli in Ruanda darüber gesprochen werden wird, ist meinem Eindruck nach illusorisch, wenn es die WMK nicht geschafft hat. Dennoch bietet das Thema dieser Generalversammlung afrikanischer Kirchen auch für die Zukunft der ökumenischen Bewegung die Möglichkeit, theologisch begründet ein inklusiveres Verständnis zu wagen – lautet das Thema doch: *“Respecting The Dignity and God’s Image in Every Human Being”*.